Theologisches Literaturblatt.

Zur Allgemeinen Kirchenzeitung.

Freitag 26. Mai 1826. Nr. 42.

Die natürliche Religion (,) dargestellt von D. Heinichen. Nebst einem Anhange. Für alle, welchen die Wahrheit, das Recht und die Tugend lieb und werth und Gott und die Menschheit theuer sind. Leipzig, 1825. In Commission der Expedition des europ. Aufsehers. 149 S. 8. (18 gr. oder 1 fl. 21 kr.)

S. 5. „Die Untersuchung in diesem Werke beschäfftigt sich vorzüglich damit, den Begriff von Religion zu bestimmen, das Bedürfniß des Menschen zu religiösen Maximen aufzusuchen und den vollständigen Inhalt der religiösen Vorschriften darzustellen. Es soll ein Lesebuch für diejenigen sein, die sich sowohl über Religion belehren, als sich zum Guten und Rechten ermuntern wollen." S. 7. „Eine besondere Absicht bei der Ausarbeitung war, die Rechte der menschlichen Vernunft zu wahren und ihre Ansprüche gegen die erzwungene oder geheuchelte Art von Schwärmerei in Schutz zu nehmen, welche sich hier und da in unsern Tagen zeigt." Hierauf Declamation über den Werth der Vernunft. S. 13 — 20: Ueber die moralische Natur des Menschen. Er habe eine. S. 20 — 26: Ueber die Unsterblichkeit der Seele. „Wir sind gezwungen, wenn wir den [unendlichen] Forderungen unserer Vernunft nicht widersprechen und [noch] die Pflicht für ein Hirngespinnst erklären wollen, aus moralischen Gründen anzunehmen, daß wir stets fortdauern." S. 26 — 35: Ueber das Dasein Gottes. „Die Forderungen des Sittengesetzes stehen in unserer Gewalt; die Bedürfnisse der Sinnlichkeit aber können bald von uns befriedigt werden, bald nicht. — Unsere Sinnlichkeit soll aber nicht blos befriedigt, sondern wir sollen vorzüglich nach Würdigkeit belohnt und bestraft werden. Da diese Forderung nicht von uns erfüllt werden kann, so müssen wir aus moralischer Nothwendigkeit ein Wesen annehmen, welches Urheber und Regierer der moralischen und sinnlichen Welt ist. Einen speculativen Beweis für das Dasein Gottes können wir nicht führen." S. 35 — 41: Von den Eigenschaften Gottes. „Es sind diejenigen, welche er nicht entbehren kann, um den Zweck, wegen dessen sein Dasein postulirt wird, zu erfüllen." S. 41 — 44: Ueber Religion überhaupt. „Sie ist die Wissenschaft der moralischen Vorschriften als göttlicher Gebote und Verbote, um unsern Willen zu bestimmen." S. 44 — 52: Ueber natürliche und geoffenbarte Religion. „Jene bestimmt den Willen durch die Einsicht in die Forderungen der Vernunft unter der Sanction der Gottheit, diese durch die [alleinige] Auctorität [Gottes]." Da sich die Wirklichkeit einer Offenbarung nicht erhärten lasse, so bleibe nichts übrig, als „jede Schrift, welche man für eine Offenbarung ausgibt, und welche als solche von einer Nation angenommen ist, moralisch zu deuten, d. h. jeden Satz, welcher eine praktische Lehre enthält, zur Besserung unseres Herzens anzuwenden." S. 53 — 56: Ueber das Bedürfniß des Menschen zur Religion. Bei der Schwäche des Menschen reiche das Sittengesetz nicht allezeit aus, den Willen zu bestimmen, daher rathsam sei, „ihm Kraft und Geneigtheit zu sittlich guten Handlungen durch [das Andenken an] den Willen Gottes zu geben." Ob daher Religion für Alle Bedürfniß sei, könne nicht bestimmt werden, und müsse der Einsicht eines Jeden überlassen bleiben, ob er dieses Beistandes zur Ueberwindung seiner Sinnlichkeit bedürfe. — S. 56 — 65: Ueber die Kriterien der wahren und falschen natürlichen Religion. „Die Vernunftmäßigkeit und Heiligkeit der religiösen Vorschriften und die Zweckmäßigkeit der asketischen Regeln sind das Kriterium der wahren Naturreligion." S. 65 — 69: Ueber die religiösen Pflichten überhaupt. „Die Formel der vollkommnen religiösen Selbstpflichten lautet so: du sollst dem Sittengesetze unbedingt als dem Willen der Gottheit gehorchen, und alles dein Thun und Lassen ihm gemäß einrichten, und keine der Bedingungen unterlassen, welche der Liebe zur Tugend Eingang in dein Gemüth verschaffen ꝛc. Die vollkommnen Nächstenpflichten beruhen auf dem Grundsatze: enthalte dich aus Achtung gegen Andere und die Gottheit alles Unrechtes gegen deinen Nebenmenschen, und thue Alles, wodurch du seine Menschen- und Bürgerrechte heilig und ungekränkt erhältst. Die unvollkommnen religiösen Pflichten beruhen auf Güte (!) und erfordern zu ihrer Ausübung eine zufällige Bedingung, welche zu ihrer moralischen Nöthigung noch hinzu kommen muß." Hierauf in fünf Abschnitten nach einigen empirischen Momenten der flüchtige Abriß einer Moral. Die beiden letzten Abhandlungen, S. 116 — 132, über Weltschöpfung und Vorsehung, scheinen dem Verf. nachträglich eingefallen zu sein, da sie nur die Abhandl. S. 35 — 41 weiter ausführen.

Wir würden das an sich unbedeutende Buch nicht dieses genauen Auszugs gewürdigt haben, wenn es nicht die Veranlassung gäbe, eine allgemeine Bemerkung daran zu knüpfen. Seit einigen Jahren ist uns auf dem literischen Markte öfters wieder die Kantische Religionsphilosophie begegnet, namenlos und mit der unschuldigsten Miene, als sei hier von alter Bekanntschaft gar nicht die Rede. Auch die angezeigte Schrift ist nur eine Einwässerung Kantischer Gedanken. Es ist natürlich, daß diejenigen, deren Jugend zusammenfiel mit dem großen Aufschwunge deutscher Wissenschaft durch Kantische Philosophie, auf diese Liebe ihrer Jugend mit immergrünem Gefühle zurückblicken. Dazu begnügen sich oft Geschäfftsmänner mit diesen Erinnerungen der Wissenschaft, sie stehen noch am klaren Quelle, unbekümmert, daß weiterhin der Bach, getränkt vom Thaue des Himmels und auch getrübt von allerlei Zuflusse, zum

Strom' erwachsen, dem Weltmeere der Ewigkeit entgegenfluthet. Wir kennen manchen ehrenvesten Kantianer unter den älteren Geistlichen, aus dem die jugendliche Kraft jenes Zeitalters uns treuherzig anspricht, die Erhabenheit der Sittenlehre dieser Schule wird stäts ehrwürdig bleiben, und wenn ihre Nachtseite von der Wärme des Gefühles und dem Lichte des Evangeliums durchstrahlt wird, so ist auch diese einer gesegneten Amtsführung nicht hinderlich. So wenig wir daher diesen Freunden der alten guten Zeit verdenken wollen, daß sie für ihre Person den alten Wein und die alte Freundschaft vorziehen, so unziemend müssen wir doch finden, wenn sie ganz unbekümmert um dasjenige, was schon Herder und Storr gegen die Kantische Theologie eingewandt haben, und gleichsam unkundig aller Fortschritte der neueren Religionsphilosophie seit Jacobi, öffentlich mitsprechen wollen in Untersuchungen über Religion, und jene veralteten Sätze als etwas Unfehlbares, weiterer Begründung gar nicht Bedürftiges, uns auftischen mit der Unbefangenheit, mit welcher ein Verleger den Titel einer vermehrten Ausgabe zu einem Ladenhüter drucken läßt. Kant's unsterbliche Bedeutung ist, das seit Cartesius mit der neuern Philosophie selbst entstandene und hergebrachte Vorurtheil, als seien Ideen einer sinnlichen Demonstration fähig und bedürftig, vernichtet, und den Geist zur Einkehr in sich selbst und zum Nachsinnen über das eigne, ewige Gesetz geführt zu haben. Aber dem schwächsten Theile dieses Systems war die Religionsphilosophie nothwendig deßhalb, weil Kant von dem alten Vorurtheile so viel an sich behielt, um zu meinen, daß, weil keine Demonstration, überhaupt keine unmittelbare Gewißheit der religiösen Ideen möglich sei. Da nun dennoch der Philosoph, wie alle hohe Menschen gemüthvoll und fromm in der Tiefe des Herzens, eine Stelle suchte für seine Frömmigkeit in diesem Systeme, so blieb nichts übrig, als durch die allein für unmittelbar gewiß erkannte Idee, das Sittengesetz, die religiösen Ideen zu vermitteln; die Religion wurde Anhang, Excurs der Moral. Religiosität war demnach die Betrachtung des Sittengesetzes als eines göttlichen Gebotes; was uns aber veranlasse, dieses selbst gegebne und durch sich selbst gültige Gesetz als ein fremdes Gebot anzusehen, konnte nicht gesagt werden. Es blieb nichts übrig, als die Religion zu empfehlen wegen unsrer Schwachheit, wie Hr. Heinichen S. 45 f. dieß sehr offen gesteht: „Da uns schon das Sittengesetz gebietet, stets nach Tugend zu streben und dem Rechte zu huldigen, so bedürfen wir dazu freilich keiner Religion, aber uns fehlt oft die Kraft und der Wille, das Gute zu thun und das Böse zu lassen; sie kann uns also als ein Ermunterungs- und Stärkungsmittel, den sittlichen Geboten zu gehorchen, dienen.“ S. 42: „Sie stellt uns die sittlichen Aussprüche gleichsam als dringender und ehrwürdiger zur Aufnahme in unsere Willensbestimmung vor.“ Hiernach mußte die Frage sich aufdringen, ob Religion denn allgemeines Bedürfniß sei, und es ist das Richtigste in seinem ganzen Buche, daß Hr. H. darüber zweifelnd antwortet. Wir wollen seine richtige, aber verworrene Vorstellung dieses Verhältnisses zu einem Gedanken entwickeln. Der kalte Ernst des Sittengesetzes vermag öfter nicht das sinnliche Gelüst zu überwältigen, weßhalb rathsam ist, in der Sinnlichkeit und Phantasie selbst eine Hülfsmacht zu suchen, und eine der unschuldigsten ist gewiß die Religion, d. h. in dieser Theorie, die Erinnerung an eine äußere Auctorität des Gesetzes, und die Hoffnung auf eine künftige Entschädigung der dem Sittengesetze aufgeopferten Sinnlichkeit. Eines solchen Stabes seiner Schwachheit möchte vielleicht kein Mensch entbehren können, aber streben soll ein Jeder, den Stab abzulegen. Denn das Sittengesetz fordert, wie Kant so oft und herrlich aussprach, unabhängig von allen äußern Motiven, allein um seiner selbst willen anerkannt und befolgt zu werden, es gebietet daher, auch die Religion, wiefern sie weiter nichts ist, immer mehr entbehren zu können, und ein sittliches Ideal müßte nothwendig indifferent gegen alle Religion oder irreligiös sein. Dieß würde um so folgerechter geschehen, da Religiosität nicht wohl denkbar ist ohne den Glauben an die Realität Gottes, welcher mit diesem Systeme nur scheinbar vereint wird. Der beschränkte Raum verbietet uns, das Unwürdige dieses Glaubensgrundes auszuführen, welcher das Dasein Gottes nur postulirt als eines Augendieners unsrer verletzten Sinnlichkeit, oder das Unhaltbare dieser ganzen Theorie von einer künftigen Belohnung als einem Postulate der praktischen Vernunft aufzudecken, wir brauchen uns für den gegenwärtigen Zweck blos auf Fichte zu berufen, welcher unwiderleglich dargethan hat, daß die praktische Vernunft nur eine moralische Weltordnung postulire, d. h. ein Gesetz des Weltalls, nach welchem das sittlich Gute über jede andere Gewalt siegen muß, an welchen Sieg der Mensch eben deßhalb glaubt und seine That ihm anvertraut, weil dieses Weltgesetz in seinem Gewissen zum klaren Bewußtsein gelangt ist. Von einem persönlichen oder außerweltlichen Gotte kann hier gar nicht die Rede sein.

Man vergleiche mit diesem Resultate die Fortschritte der Zeitgenossen, vergleiche die Stimme des eigenen Gemüthes, welche Jeden versichert, daß nur im religiösen Leben sein und der Menschheit höchstes Leben sich entfalten könne, und es wird einleuchten, daß eine Religionsphilosophie, welche diesen Ansprüchen so wenig genügt, welche von Religion erzählt, wie die Alten von den Inseln der Seligen, als von einer terra incognita, nicht weiter beachtet werden könne, und daß diejenigen, welche sich nicht scheuen, die Lehren derselben immer von Neuem vorzutragen, ohne sich merken zu lassen, als wenn dergleichen Gegengründe jemals gehört worden wären, irgend einmal in einem ihrer Repräsentanten wissenschaftlich vernichtet werden mußten. Sie pflegten sich bisher hinter dem Schilde des Rationalismus zu verbergen, und die demselben günstigen Zeitschriften haben öfters aus dieser Rücksicht dergleichen Leute mild beurtheilt, während die Angriffe der Gegner auf diesem gemeinsamen Schilde abprallten; es ist angemessen, daß der Rationalismus seinen wissenschaftlichen Standpunkt erkläre und ehre durch die Lossagung von so unbeholfenen Bundesgenossen.

Betrachten wir endlich den Verf. auf seinem eigenen Standpunkte, so müssen wir ihn für ein höchst unvollkommnes Organ des Kantischen Geistes erkennen. Die Unvollkommenheit der Darstellung erhellt schon aus dem gegebenen Auszuge, in welchem wir noch dazu die tautologischen Zwischensätze ausgelassen haben. Aus der Ueberschrift der Abhandlungen ergibt sich gleichfalls der Mangel aller wissenschaftlichen Ordnung. Dagegen sind die techni-

schen Ausdrücke der kritischen Schule, unpassend für eine populäre Schrift, meist beibehalten. Wie unwissenschaftlich dennoch der Ausdruck sei, davon einige Belege:

S. 6. „Die Quelle der natürlichen Religion ist die Vernunft, die Quelle der geoffenbarten die Gottheit.“ Als wenn nicht Quell beider die Gottheit sei, und nicht das Medium der Vernunft und der heil. Schrift den alleinigen Unterschied mache. S. 27 u. 37 wird gelehrt, Gott müsse „als ein mit uns unter einem und demselben moralischen Gesetze stehendes Wesen gedacht werden, weil es uns sonst nicht richtig beurtheilen könnte.“ Gott unter einem Gesetze! S. 116: „Der äußern und innern Welt schreibt unser Verstand Gesetze vor; unser Wille aber soll gänzlich der Vernunft unterthänig sein.“ Als wenn nicht vielmehr der Verstand der Nothwendigkeit anheim gegeben wäre, und der Wille durch die Unterthänigkeit gegen sein eigenes Gesetz, gesetzgebend und frei. S. 125: „Das Dasein der Gottheit [statt: Unser Glaube an ꝛc.] gründet sich auf die Nothwendigkeit der Realisirung des höchsten Gutes.“

Macht unwissenschaftliche Weitschweifigkeit eine philosophische Schrift zum volksbeliebten Lesebuche, so hat diese natürliche Religion alle Ansprüche darauf, und sollte sie wirklich nur eine Buchhändlerspeculation sein, woran nach allem Obigen fast zu denken wäre, so muß man wenigstens den Glauben des Verf. an die Menschheit ehren, indem er seiner Schrift guten Abgang hoffte durch die Zueignung „für alle, welchen die Wahrheit, das Recht und die Tugend lieb und werth sind ꝛc.“ Referenten kam nichts lieb und werth an dieser Schrift vor, außer einigen Citaten von Kant, Voß, Herder u. A., bei denen selbst ein Gedächtnißfehler des Verf. ihn freundlich angesprochen hat, nämlich der Schluß von Schillers bekanntem Spruche:

Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das liebt in Einfalt ein kindlich Gemüth.

Des Dichters seliger Geist möchte diese Variante vielleicht genehm halten [gewiß sich mehr daran erbauen, als an den Druckfehlern der neuen Nationalausgabe], daß der Liebe zugesprochen wird, was er einst, ein Sterblicher, der Uebung gewährte.

Predigtentwürfe von D. Ernst Gottfried Adolph Böckel. Erster Band. Ueber die Evangelien. Greifswald, in Commission der Universitätsbuchhandlung. 1824. 196 S. 4.

Unstreitig gehören die vorliegenden Predigtentwürfe zu den erfreulichsten Erscheinungen der neuesten homiletischen Literatur, denn sie vereinigen alle jene Eigenschaften in sich, welche man von gelungenen Arbeiten der Art zu fordern pflegt. Doch Rec. kann sich über den seltnen Genuß, welchen ihm das Durchlesen dieser Entwürfe gewährte, nicht kürzer und treffender, als durch die Versicherung ausdrücken: daß er in ihnen einen vollständigen Ersatz für den Verlust erblickt, welchen das Fach der Homiletik durch das Aufhören der Klefeker'schen Predigtentwürfe (worüber Rec. in Nr. 57. des Theol. Lit. Bl. 1825. sich aussprach), erlitten hat. Die Themen des Hrn. D. Böckel bringen meist auserlesene, aber immer zugleich praktische Materien zur Sprache; die Disposition ist klar und richtig; die jedesmalige Perikope wird in den Entwurf, wo es geschehen

kann, und zuweilen mit großem Scharfsinne verflochten; auch ist die Diction rein und ädel.

Zu den interessantesten Hauptsätzen, die in dieser Sammlung vorkommen, zählt Rec. folgende: Am Neujahrstage. Daß die frühesten Schicksale Jesu ganz vorzüglich geeignet sind, die Räthsel des Lebens zu lösen. Am Feste der Erscheinung Christi. Fortsetzung. Am ersten Sonntage nach der Erscheinung. Ueber die fehlerhafte Gewohnheit, da Andern Vorwürfe zu machen, wo wir uns selbst anklagen sollten. Am Sonntage Invocavit. Ueber die Widersprüche der heil. Schrift. Am ersten und zweiten Pfingsttage. Daß die Geschichte der ersten Ausbreitung des Christenthums eine vollständige Belehrung über den Geist desselben enthalte. Am 8. Sonnt. nach Trinit. Ueber die fehlerhafte Gewohnheit, Hoffnungen zu erregen, welche man nicht erfüllen will, oder nicht erfüllen kann. Am 18. Sonnt. nach Trin. Daß wir zu einem gleichen Gehorsam gegen alle Gebote Gottes verpflichtet sind. Am 19. Sonnt. nach Trin. Daß es in zweifelhaften Fällen am gerathensten ist, Gutes von unsern Nebenmenschen zu denken.

Die übrigen Vorzüge, welche Rec. dieser Sammlung beilegte, glaubt er nicht anschaulicher machen zu können, als durch Zergliederung eines Entwurfs; er wählt hierzu, ohne mühsames Suchen, den am Sonntage Invocavit.

„Es ist merkwürdig, und kann dem aufmerksamen Leser des Evangeliums nicht entgehen, daß nicht blos Jesus den zudringlichen Aufforderungen und den sündlichen Zumuthungen des Versuchers die heil. Schrift entgegensetzt, sondern daß auch dieser sich eines Ausspruchs der Schrift bedient, um seine verführerische Einladung zu unterstützen. Wie soll man also dem Gedanken begegnen, daß die Schrift mit sich selbst im Streite sei, und Jedem, der sich ihrer zu bedienen wisse, Waffen zum Angriffe und zur Vertheidigung in die Hand gebe? Ueber die Widersprüche der heil. Schrift. 1. Sie sind zum Theil nur scheinbar. Es ist bekannt, daß man auf den Zusammenhang, in welchem ein Ausspruch mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden steht, auf die Absicht des Schriftstellers, auf die Zeit und Umstände, unter deren Einflusse er schrieb, sorgfältig merken muß, wenn man nichts mißdeuten will. Lies't man die Worte, deren der Versucher sich bediente, im Zusammenhange, so findet man in ihnen zwar den Ausdruck des frommen Glaubens, der auch zur Zeit der Noth und Gefahr von Gott das Beste hofft; aber auch nicht auf das entfernteste wird darauf hingedeutet, daß man in diesem Glauben sich der Gefahr preisgeben und pflichtwidrige Wege betreten dürfe. 2. Die wirklichen Widersprüche aber sind unvermeidlich. Denn wer den Gang der göttlichen Vorsehung und den allmählichen Fortschritt der religiösen und sittlichen Bildung (von heidnischer Vielgötterei an, bis zur Anbetung Eines Gottes im Geiste und in der Wahrheit) aufmerksam verfolgt, der wird es zwar nicht in Abrede stellen können, daß die biblischen Schriftsteller zum Theil in ihren Aeußerungen von einander abweichen (z. B. die Verwünschungen gegen Feinde in den Psalmen und das Gebot des Christenthums von der Feindesliebe); aber er wird diese Abweichungen auch als unvermeidlich erkennen. 3. Auch die Widersprüche in geschichtlichen Angaben dürfen uns nicht irre machen. Welcher vernünftige und vorurtheilsfreie Bibelleser darf einen

Anstoß daran nehmen, daß Matthäus in unserm Evangelium die Versuche des Verführers in einer andern Ordnung erzählt, als Lucas? Keiner von beiden war Zeuge von dem, was sich mit Jesu in der Einsamkeit zutrug. Jener war einer der vertrauteren Schüler Jesu, und mochte die Erzählung, welche er uns mittheilt, aus dem Munde seines Lehrers haben; Lucas war ein Begleiter und Zögling Pauli, der selbst nicht das Glück genossen hatte, mit dem Erlöser umzugehen. 4. Das Ansehen der Schrift wird um so weniger gefährdet, da das, was wir zu unserm Heile zu wissen nöthig haben, über allen Widerspruch erhaben ist. Mag in unserm Evangelium, so wie in andern Stellen der Schrift, welche böser Geister erwähnen, uns Manches dunkel und unverständlich sein; wir halten uns an die trostvolle Erklärung: dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre."

Doch Rec. ist es der Wahrheit schuldig, auch die wenigen Flecken, welche er an diesen Entwürfen entdeckte, nicht zu verschweigen.

Der Entwurf am Feste der Heimsuchung Mariä handelt von denjenigen Verbindungen, welche der Zufall geknüpft hat. Allein dem Zufalle darf der christliche Religionslehrer durchaus keinen Einfluß auf unser Schicksal zugestehen; Rec. würde daher gesagt haben: von denjenigen Verbindungen, welche das Werk fremder, von uns unabhängiger Ursachen sind.

Das Thema am Neujahrstage: daß die frühesten Schicksale Jesu ganz vorzüglich dazu geeignet sind, die Räthsel des Lebens zu lösen — wird auf folgende Weise disponirt: 1) Schon der Anfang des Lebens ist in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt. 2) Unsicher ist ferner der Fortgang unsers Lebens. 3) Auch das Glück des Lebens scheint vom Zufalle abhängig. 4) Dazu kommt, daß selbst die Abzweckung unsers Lebens zweifelhaft wird. 5) Endlich ist der Ausgang unsers Lebens geheimnißvoll. — Offenbar aber ist die dritte Abtheilung in der zweiten, so wie die vierte in der dritten enthalten.

Am Sonntage Cantate werden folgende Vortheile, welche für die Jünger aus dem Hingange Jesu entsprangen, angegeben: 1) Sie lernten die Vorurtheile über Jesum ablegen. 2) Sie gewannen die Selbstständigkeit und Kraft, deren sie früher entbehrten. 3) Sie wurden empfänglich für tiefere Einsichten in den Plan Jesu. 4) Sie wurden geschickt zur Ausbreitung des Evangeliums. 5) Sie erhielten den zu ihrem Berufe nöthigen Muth. Allein der vierte Vortheil schließt alle übrige in sich.

Am ersten Sonntage nach Trinit. wird die Vorsehung wegen der Leiden, welche Fromme treffen, unter andern Gründen auch dadurch gerechtfertigt: weil Fromme zuweilen selbst an ihren Leiden schuld sind. „Schon der Mangel an Klugheit und Vorsicht, heißt es S. 107, der nicht selten neben der Frömmigkeit angetroffen wird, ist die Ursache mancher Leiden und Widerwärtigkeiten. Zur Unvorsichtigkeit gesellt sich gar oft auch Mangel an Thätigkeit und Ordnungsliebe. Denn es fehlt nicht an Menschen, die, im Vertrauen auf Gott, die Erfüllung ihrer Pflichten versäumen." Wer aber die Erfüllung seiner Pflichten versäumt, wie kann der für einen Frommen gelten? Das Eine hebt das Andere auf.

Befremdend war es für den Rec., in dem Entwurfe am Gedächtnißfeste der vor 700 Jahren angefangenen Bekehrung des heidnischen Pommerns, außer einer flüchtigen Erwähnung des Bischofs Otto von Bamberg, die Geschichte dieses Tages auch nicht mit Einer Sylbe berührt zu finden.

Kurze Anzeigen.

Zwei Reden und eine Predigt, bei besonderen Veranlassungen gehalten und auf Verlangen herausgegeben von Adolph Ludw. Fried. Pletzer, Pastor an St. Stephani Kirche (zu Bremen? —). Bremen, gedruckt bei Christ. Gottl. Westphal. 1823. 31 S. 8.

Diese „Worte zur Einweihung unsrer neuen Kirchspielsschule, in derselben gesprochen am 14. Nov. 1820," so wie 2) „Worte am Altare zur Feier des ersten Gottesdienstes in der St. Stephanikirche nach ihrer Erneuerung am 22. Juni 1823," und 3) diese „Predigt, am 6. Juli 1823 gehalten" sind freilich, wie so viele andere, auf Verlangen durch den Druck einem größeren Publicum übergeben worden; aber Ref. kann auch hier unmöglich den Wunsch unterdrücken, daß die Prediger den Wunsch ihrer Gemeinden, eine oder die andere ihrer Predigten gedruckt zu besitzen, doch nur nicht immer für einen Beweis der Vortrefflichkeit oder des besonderen Interesse, das die homiletische Literatur und das größere Publicum an ihren Arbeiten haben könnten, nehmen möchten. Nur das Ausgezeichnete sollte des Druckes gewürdigt werden; aber dazu gehören diese Vorträge nicht. Ohne gerade schlecht zu sein, bieten sie doch in keiner Hinsicht eine glänzende Seite dar. So ist die erste Rede zur Einweihung einer neuen Schule, kaum 5 S. in kl. 8., zu dürftig, und, ich möchte sagen, nicht genug sich aussprechend über das, was in keiner Schulrede fehlen sollte. Hätte daher der Verfasser die S. 5 vorkommende Stelle: „Die Schule ist eine Pflanzstätte des Heils, des Friedens und der Hoffnung" zum Thema benutzt, so war er auf dem rechten Wege.

Die zweite Rede zur Einweihung der neuen Stephanskirche beginnt mit einem recht braven Gebete, welches aber, zwei Seiten lang, in keinem richtigen Verhältnisse mit der höchstens drei Seiten langen Altarrede steht. An ihr ist vornehmlich zu tadeln, daß sie sich nur über der Kirche erneuertes Emporsteigen aus Asche und Trümmern verbreitet, und über das, was in einer Kirchweihrede vorzüglich berührt zu werden verdiente, schweigt oder doch zu wenig sagt. Doch wäre das weniger tadelnswerth gewesen, wenn sie als Einleitung zu der über 1 Mos. 28, 17. gehaltenen Predigt gedient hätte, und wenn diese unmittelbar darauf gehalten worden wäre; allein sie wurde erst acht Tage nachher gehalten. Diese Predigt ist übrigens unter den drei Reden die beßte; beginnt mit einem herzlichen Gebete und hat den vollkommen, im Texte liegenden Hauptsatz: „Der Gläubige (Glaubige) im verjüngten Gotteshause." — Entwickelt werden daraus drei Punkte: „Der Glaubige: 1) Was er bringt: Ehrfurcht, (wie heilig ist diese Stätte — Text.); 2) Was er sieht: Das Gotteshaus; (Text: Hier ist nichts anders, denn Gotteshaus.); 3) Was er sucht: Die Pforte des Himmels, (hier ist die Pforte des Himmels — Text.). —

Ref. kann übrigens diese Anzeige nicht ohne die Bemerkung schließen, daß er es mißbilligen muß, daß, wie es in des Verfs. Reden der Fall ist, dergleichen Reden ohne Bibeltext gehalten werden, ohne welchen sie offenbar, und wenn sie auch an sich noch so vortrefflich wären, die nöthige Weihe, vorzüglich auch in den Augen einer christlichen Gemeinde, verlieren.

— — r.